



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gutschmid, Alfred von: Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter.

Das Thema, auf welches wir die Aufmerksamkeit des Lesers dieser Blätter lenken möchten, hat nur eine praktische, keine theoretische Bedeutung. Die Geschichte selbst, in der jedes Ereigniß mit dem vorhergehenden und folgenden in ursächlichem Zusammenhange steht, macht keinen Abschnitt; nur Zeiten großer Umwälzungen und Zeiten stetiger Entwicklung lassen sich unterscheiden. Darauf also muß es ankommen, zwischen diesen beiden die richtigen Marksteine zu finden. Eine Periodenabtheilung, die allen Gesichtspunkten gleichmäßig gerecht würde, kann es aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, kaum geben, und ich möchte daher auf eine richtige Periodenabtheilung nicht so großen Werth legen, als es wohl manchmal geschieht; andrerseits aber ist der Schade, den eine entschieden falsche stiftet kann, nicht gering anzuschlagen. Als warnendes Beispiel führe ich die in unseren Handbüchern übliche Datirung des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium statt von der bei Pharsalus an, die den Thatsachen ebensosehr wie der Auffassung urtheilsfähiger Gewährsmänner des Alterthums widerspricht. Ihr allein verdankt man die falsche Beurtheilung des Horaz, von dessen Gedichten viele — und nicht die schlechtesten — vor das Jahr 31 fallen, und der sich's nun bei seiner der Monarchie günstigen Weltanschauung oft genug hat gefallen lassen müssen als höfischer Schmeichler zu gelten. Der denkende Primaner verwindet allmählig diese Vorurtheile; bei wie Vielen aber bleiben nicht solche Jugendeindrücke?

Man hat sich dahin geeinigt, die Grenze zwischen mittlerer und neuerer Geschichte in die Mitte des Jahrtausends zu setzen, in welchem wir leben. Die kleine Schwankung, ob 1492, ob 1517, trägt nichts aus. Die Grenze ist darum so glücklich gewählt, weil die beiden in diese Jahre fallenden Ereignisse zugleich die letzten Glieder einer Kette von Thaten sind, die seit dem vierzehnten Jahrhundert auf geistigem und staatlichem Gebiete den Untergang des Alten und das Werden des Neuen eingeleitet hatten, zugleich aber auch die Genesis zweier Mächte bezeichnen, die unmittelbar nach ihrer Entstehung in Kampf mit einander gerathen sollten, und deren Kampf für die neue Geschichte zum eigentlich bestimmenden geworden ist, ja in veränderter Gestalt in die Gegenwart hineinragt und seines Abschlusses noch harret. Die Entdeckung Amerikas begründet die spanische, mittelbar die habsburgische Weltmacht; die Reformation aber eröffnet die von Norddeutschland ausgehende Regeneration des germanischen Wesens.

Das Zweckmäßige jener Abtheilung ist denn auch verdienter Maßen all-

gemein anerkannt worden. Der beste Prüfstein für sie ist die Betrachtung unter einem Gesichtspunkte, die denen, welche sie zuerst gemacht haben, ohne Zweifel fern gelegen hat. Der Orient, dessen Geschicke in unseren Handbüchern nach der Mongolenzeit im Wesentlichen ganz bei Seite gelassen zu werden pflegen, hat um dieselbe Zeit die politische Gestaltung erhalten, welche in ihren Grundzügen bis in die Gegenwart geblieben ist. 1517 fiel Aegypten in die Hände der Osmanen, deren Machtstellung am Mittelmeer durch diese Eroberung ihren Abschluß erhielt. Fast gleichzeitig gelangten damals an zwei von einander weit entlegenen Punkten die Nachkommen Alis, deren Ansprüche vom Beginn des Chalifats an die mohammedanische Welt in Athen erhalten hatten, zur ersehnten Herrschaft, in Marokko 1519, in Persien 1500. Während so das revolutionärste Element des Islam in geselliche Bahnen übergeleitet wurde, erweiterte sich zugleich bei der nationalen Unterlage, welche das Alidenthum in Persien hatte, durch dessen politische Consolidirung der Riß zwischen Schiiten und Sunniten zur unausfüllbaren Kluft: der Hauptstoß für den künftigen Untergang der islamischen Welt war damit gegeben. Die letzte Welle der großen türkisch-mongolischen Völkerwanderung, die mit dem Hunneneinbruch begonnen hatte und Stoß auf Stoß das ganze Mittelalter hindurch fortgegangen war, überschwemmte damals die Tartarei; die Invasion derselben durch die Usbeken nöthigte den mongolischen Adel und seinen König Baber zur Auswanderung, und veranlaßte so die Stiftung des Großmogulreichs in Indien (1526). Es war auch ein Zeichen der Zeit, daß im Laufe weniger Jahre die beiden großen Militäraristokratien der Mameluken in Kahira und der Patanen in Delhi ein jähes Ende nahmen und solideren politischen Gebilden Platz machten. In allen großen moslemischen Reichen mit Ausnahme des osmanischen waren dem Eintritt der neuen Zeit Perioden der ärgsten Zerrüttung vorausgegangen, welche das Auseinanderfallen aller größeren Staatsorganismen in einen Complex von Kleinstaaten ohne nationale Bedeutung zu bestiegeln schienen: für Marokko, Persien und Indien sind die Dynastien, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten, zugleich die Gründer des modernen Staates geworden. Das neue Staatensystem, welches von jener Zeit datirt, hat dem Oriente im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine schöne Abendröthe gebracht, und Namen wie Soliman, Ismail und Schah Abbas, Baber und Akbar haben eine über die Grenzen des Islam hinausreichende universelle Bedeutung erlangt.

Das Mittelalter ist nichts als die Vorhalle der neuen Geschichte, wie sich schon daraus entnehmen läßt, daß der in staatlicher Beziehung so angemessene Abschnitt zwischen beiden für die Literatur so gut wie gar keine Bedeutung hat. Einen ganz anderen tieferen Sinn hat die Scheidung zwischen dem Alterthum und der mit dem Mittelalter beginnenden Neuzeit. Man

sollte daher erwarten, daß die Grenze beider viel leichter zu finden sein und wenigstens ebenso richtig bezeichnet worden sein müßte als dort. Aber entspricht das allgemein angenommene Jahr 476, in welches das Erlöschen der in Ravenna residirenden Nebenlinie des römischen Kaiserhauses fällt, wirklich auch nur den gemäßigtesten Anforderungen? —

Wollte ein Geschichtschreiber der Zukunft mit der Entfernung des Königs Otto von Griechenland einen Hauptabschnitt in der Geschichte Europas machen, so würde seine Berechtigung dazu sich schwer bestreiten lassen, wenn er auf den uns beschäftigenden Präcedenzfall, die angeblich so wichtige Apanagierung des Romulus Augustulus, hinwies. Das eine wie das andere Ereigniß ist an der Mitwelt spurlos vorübergegangen, und es fragt sich, ob die Nachwelt zu einer entgegengesetzten Auffassung berechtigt ist. Es ist nicht einmal wahr, daß Romulus der letzte abendländische Kaiser gewesen ist. Julius Nepos war es, der, von Konstantinopel aus anerkannt, nach der Absetzung des Romulus wieder den Purpur nahm und auf der östlichen Seite des adriatischen Meeres noch bis 480 regierte. Diese kleine Ungenauigkeit möchte indeß noch hingehen. Wenn man das Ende des weströmischen Reichs bestimmen will, kann man sich doch nur entweder auf den Standpunkt der thatsächlichen Zustände oder auf den des formellen Staatsrechts stellen; einen dritten Standpunkt gibt es nicht. Thatsächlich war es mit dem abendländischen Kaiserthume schon im Jahre 455 zu Ende, in welchem Valentinian der Dritte ermordet und Rom von den Vandalen geplündert ward. Von da an fiel die Macht in Italien den Häuptlingen der deutschen Söldnerschaaren zu, die sie freilich im Namen der obskuren Nachfolger Valentinians ausübten, ohne jedoch durch etwas Anderes als die mehr als einmal mit Erfolg geltend gemachten Suzeränitätsrechte des oströmischen Kaisers eingeengt zu sein. Dalmatien und Gallien, die letzten noch übrigen Provinzen, standen seit etwa 461 vollkommen unabhängig von Ravenna da. In diese Zeit also das factische Ende des römischen Reichs im Abendlande zu setzen, wie schon der verständige Zosimus (1. 57) gethan zu haben scheint, ist das einzig Sachgemäße. Staatsrechtlich betrachtet aber dauerte das römische Reich im Abendlande auch nach 476 noch fort. Wie kommt es doch, daß Niemand zu sagen im Stande ist, welcher deutsche Stamm eigentlich dem Römerreiche ein Ende gemacht hat? Wir wissen jetzt freilich durch die Auszüge des Joannes von Antiochien bestimmt, was vorher nur wahrscheinliche Combination war, daß das Volk, dessen Häuptling Odoaker war, die Skiren gewesen sind, und können mit Fug vermuthen, daß der sonst nicht wieder vorkommende Name der Turcilinger keinen Stamm, sondern das Geschlecht bezeichnete, aus welchem die Skiren ihre Könige nahmen — warum aber fühlt jeder, daß es dennoch eine Lächerlichkeit wäre, die Skiren die Zertrümmerer des Römerreichs zu nennen? Gewiß darum, weil im

Jahre 476 nicht ein deutscher Volkskönig ein deutsches Reich an die Stelle eines römischen setzte, sondern der Häuptling einer jedes bestimmten nationalen Gepräges entbehrenden Söldnerschaar einen Rivalen verdrängte und, was schon dreimal dagewesen war, den Kaiserthron unbesezt zu lassen für gut fand. Odoaker, der nicht als König der Skiren, sondern als Waffengeführter Ricimers zu Macht und Ansehen gelangt war, unterscheidet sich durch nichts in seiner Stellung von Ricimer, der erst ein, dann zwei Jahre ohne Kaiser regiert hatte, durch nichts von Gundobald, der den Königstitel geführt hatte, so gut wie Odoaker. Glieder des römischen Reichs waren alle drei in gleicher Weise, nicht bloß formell, sondern aller Wahrscheinlichkeit zufolge auch nach ihrer eignen Auffassung. Der Reichszusammenhang und die Oberhoheit des oströmischen Kaisers wurde nach 476 ebenso anerkannt wie vorher und kann in keiner Weise als etwas rein Illusorisches angesehen werden.

Die Theilung des Reichs unter die Söhne des Theodosius war eine rein administrative Maßregel, sie sollte die Einheit des Ganzen weder aufheben, noch hat sie dieselbe wirklich aufgehoben. So lange Arcadius lebte, nahm er als älterer Bruder die erste Stelle ein, dann Honorius, da Theodosius der Zweite ein Kind war. Nach Honorius Tode ward Valentinian der Dritte von Konstantinopel aus mit Waffengewalt eingesetzt, erkannte die Oberhoheit des dortigen Kaisers an, und seitdem galt das abendländische Reich nicht bloß in der diplomatischen Etikette als das geringere (der oströmische Kaiser, der in Konstantinopel antretende Consul wurden stets an erster Stelle genannt), sondern war auch thatsächlich mehr oder weniger abhängig von Ostrom. Der in Ravenna erwählte Kaiser mußte von Konstantinopel aus bestätigt werden und wenn die Anerkennung nicht nachgesucht war, galt der Erwählte als tyrannus (Usurpator). Fünfmal hat der oströmische Kaiser den abendländischen ernannt, in zwei Fällen mit Waffengewalt eingesetzt. Die Abhängigkeit Italiens von Konstantinopel ist im Princip auch nach 476 stets anerkannt worden, nur trat, da der abendländische Kaiserthron erledigt war, an die Stelle der Ernennung des Kaisers die Anerkennung als *Patris*\*) oder die Verleihung des Patriats.

Als Theoderich Italien eroberte, trat wenigstens insofern eine wesentliche Aenderung ein, als nunmehr nicht eine neue deutsche Söldnerschaar, sondern ein wirkliches Volk zur Herrschaft über Italien gelangte. Der Rechtstitel, auf den Theoderich sich stützte, blieb seine Ernennung durch Zeno. Allein von einer Durchdringung Italiens mit deutschen Elementen, von einer Einrichtung des neuen Staats auf deutschen Grundlagen ist bei den Ostgothen keine Rede, die

\*) Zum Unterschied von βασιλεύς, dem Kaiser.

unter allen germanischen Völkern den größten Respect vor der majestas imperii Romani gehabt haben. Theoderich und Athalarich haben sich durchaus nur als deutsche Regenten eines integrirenden Theils des römischen Reichs betrachtet, und daß ihren Nachfolgern von Konstantinopel aus die Anerkennung versagt wurde, hat ihr Ansehen nicht bloß bei ihren römischen, sondern auch bei ihren gothischen Unterthanen augenscheinlich untergraben. Nur hieraus erklärt sich der eingefleischt römische Standpunkt der Geschichtswerke des Cassiodor, der, wenn auch Römer, doch Minister des Theoderich, und des Jordanes, der, wenn auch Geistlicher, doch ein halber Gothe war. Die Unternehmungen Justinians gegen Vandalen und Gothen sind eine bloße Fortsetzung der früheren von Theodosius dem Zweiten und Leo dem Ersten zur Geltendmachung ihrer oberherrlichen Rechte ins Abendland unternommenen Züge, nur ungleich erfolgreicher; die überraschende Schnelligkeit und die noch überraschendere Dauerhaftigkeit der Erfolge Justinians erklärt sich eben allein daraus, daß an den politischen Verhältnissen des Abendlandes inzwischen nichts Wesentliches geändert worden war. Man bedenke nur, daß die letzten, immer noch nicht ganz unbedeutenden Reste der justinianischen Eroberungen erst im elften Jahrhundert den Normannen zur Beute gefallen sind, und daß diese lange Dauer der oströmischen Herrschaft einen sehr wesentlichen Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung von Unteritalien und Sicilien ausgeübt hat. Wenn irgend etwas, so beweist dies, daß der Eintritt der Herrschaften Odoakers und der Ostgothen, die aus nationalen Wurzeln keine Lebenskraft gefogen hatten und für Italien spurlos vorübergingen, in keiner Weise einen Abschnitt zu bilden geeignet ist. Einen solchen begründet erst der Einfall der Langobarden 568 oder vielmehr die ihre Eroberungen in Italien auf lange Zeit abschließende Einnahme ihrer künftigen Hauptstadt Pavia 572.

Erst die Langobarden haben mit der römischen Vergangenheit gebrochen. Wie kein anderes ist dieses deutsche Volk seinen germanischen Erinnerungen treu geblieben, bei keinem ist das Christenthum weniger tief eingedrungen, als bei den Langobarden; es ist daher kein Wunder, daß nichts ihnen so fern lag, als sich nach Art der Ostgothen vor dem alten Zauber des römischen Namens zu beugen. Keine Rede mehr von einer Anerkennung der byzantinischen Oberhoheit: schon Agilulf nennt sich rex totius Italiae. Erst die Langobarden haben einen germanischen Staat in Italien gegründet. Die wichtigste aller germanischen Institutionen, das Lehnwesen, finden wir gleich anfangs bei ihnen schon sehr entwickelt, und wenige Jahre nach der Besitznahme Italiens hören wir von dreißig Herzögen, die in den einzelnen Städten unter dem Könige gebieten. Den weltgeschichtlichen Beruf, die unterworfenen Romanen durch germanische Neubildungselemente zu befruchten und zu selbständigen Nationen zu erziehen, der in Spanien den Westgothen, in Gallien den Franken zugefallen war, diesen Beruf, dem die frommen und loyalen Ostgothen nicht gewachsen

gewesen waren, haben in Italien die heidnischgesinnten und illoyalen Langobarden unter ungünstigen Verhältnissen in nur 200 Jahren in der glücklichsten Weise erfüllt.

Wir haben die Frage nach der Grenze zwischen alter und mittlerer Geschichte bisher wesentlich unter dem römischen Gesichtspunkte erörtert; betrachten wir sie vom germanischen aus, so erscheint das übliche Jahr 476 noch unglücklicher gewählt. Es ist allgemein anerkannt, daß die germanische Völkerwanderung das weltgeschichtliche Ereigniß ist, welches scharf genug den Uebergang aus der von den Römern vertretenen alten Zeit in die neue bezeichnet, deren Träger in Europa die Germanen sind. Man sollte also billigerweise zur Grenze entweder den Ausgangspunkt, oder den Endpunkt, oder ein Ereigniß aus der Mitte derselben nehmen, das an Folgeschwere alle übrigen weit überragt. Bei dem Jahre 375 ist es nicht nöthig länger zu verweilen, da es sich noch Niemandem als Grenzjahr empfohlen hat und auch schwerlich empfohlen wird. Eine Thatsache, die den Anforderungen der dritten Kategorie entspräche, ist noch nicht ausfindig gemacht worden, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gibt. Die Absetzung des Romulus Augustulus, weit entfernt, eine solche zu sein, steht mit der großen Völkerwanderung weder an sich noch in ihren Ursachen in einem andern als einem sehr mittelbaren Zusammenhange. Die letzte Welle der germanischen Völkerwanderung ist der Zug der Langobarden nach Italien. Darin besteht seine große Bedeutung auch für die deutsche Welt und noch über diese hinaus. Mit dem Wegzuge der Langobarden nimmt die Wanderung türkischer Völker, die gleichzeitig mit der deutschen begonnen hatte und stoßweise das ganze Mittelalter hindurch fort dauerte, ihren ungehemmten Fortgang gegen Westen. Die Avarn und ihre Erben ergreifen von nun an dauernd Besitz von den Ebenen Ungarns und Osteuropas, und gleichzeitig fangen auch die Slaven an, sich aus dem Dunkel hervorzustehlen. Es läßt sich also nicht leicht ein Ereigniß finden, welches für die Geschichte des Abendlandes epochemachender gewesen wäre, als die Eroberung Italiens durch die Langobarden. In dieser Hinsicht hat sie schon Schloffer als zweckmäßigste Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter warm empfohlen, selbstverständlich ohne dem Schlandrian der Handbücher gegenüber damit das Geringste auszurichten.

Das einzige germanische Volk, bei dem eine wichtige politische Veränderung ungefähr in dieselbe Zeit fällt wie das Ende des ravennatischen Kaiserhauses, sind die Franken. Die große Bedeutung dieses Volkes für die eigentlich deutsche Geschichte kann allein das zähe Festhalten an dem sonst so unpassenden Endjahre 476 entschuldigen; dann sollte man aber ehrlich sein und es geradezu durch das Jahr 486 ersetzen, an welches sich Chlodwigs Sieg über Syagrius und die Erhebung der Franken zum herrschenden Volke in Gallien knüpfen. Eine in ganz andrer Weise universelle Bedeutung darf die Zeit für sich in Anspruch nehmen, der die Invasion Italiens durch die Langobarden angehört.

Sie fällt zusammen mit dem Verschwinden der letzten noch übrigen germanischen Kleinstaaten und bezeichnet ziemlich correct die Entstehung des westeuropäischen Völkervereins, wie er sich bis in das achte Jahrhundert und mit verhältnißmäßig geringen Veränderungen bis in die Neuzeit hinein erhalten hat. Im Laufe des zweiten Drittels des sechsten Jahrhunderts waren nach einander Thüringer, Burgunder, Vandalen, Ostgothen, Gepiden aus der Reihe der selbständigen Völker gestrichen worden. 585 kam die Reihe an die Sueven: durch ihre Unterwerfung und die im Anfange des nächsten Jahrhunderts allmählich erfolgte Besetzung des von den Römern in Spanien wiedergewonnenen Landes wurde die ganze pyrenäische Halbinsel in der Hand der Westgothen vereinigt. In Britannien entschied sich um dieselbe Zeit der anderthalbhundertjährige Kampf zwischen Britten und Sachsen mit der völligen Niederlage der Ersteren und ihrer Beschränkung auf Cornwall, Wales und Cumberland; die Jahre 585 und 587 sahen die Gründung der Reiche Mercia und Ostsachsen, und damit den Abschluß der sogenannten angelsächsischen Heptarchie. Auch für das Frankenreich ist diese Zeit ein Wendepunkt, wenn auch in anderer Weise: die lange Regierung Chlothars des Zweiten ist bemerkenswerth durch die letzte selbständige Kraftäußerung des merovingischen Königthums, die Wiedervereinigung von Austraßen mit Neustrien 613; dieses selbe Austraßen aber muß der König schon 622 wieder an das Kind Dagobert überlassen, in dessen Namen Pipin und Arnulf, die Stammväter des karolingischen Hauses, die Regierung führen. Damit war die Machtfrage zwischen König und Majordomus im Princip bereits entschieden.

Mit allen diesen bedeutsamen Veränderungen auf dem Gebiete des Staates treffen nicht minder folgenreiche auf dem Gebiete der Kirche zusammen. Dieselbe Wichtigkeit, welche in politischer Beziehung die Ausbreitung der Germanen über das römische Reich hat, gebührt auf geistigem Gebiete der Entwicklung der päpstlichen Macht. Der aber, welcher das Papstthum zuerst in weltgeschichtliche Bahnen gelenkt hat, ist unbestritten Gregor der Große (590—604). Dieselbe Zeit festegelte den Triumph des Katholicismus über den Arianismus im Abendlande durch die Bekehrung der Westgothen (587) und Langobarden (von 603 an). Endlich wurde damals die letzte der mit der Völkerwanderung auf den Schauplatz getretenen deutschen Nationen, die noch heidnisch war, die Angelsachsen, zum Christenthum bekehrt (596), und damit trat auch England in die Reihe der Culturstaaten ein. Wir behaupten nach alledem zuversichtlich, daß der Jahrhunderte lang vorbereitete Uebergang aus dem Alterthum in das sogenannte Mittelalter sich im Abendlande in entscheidender Weise erst im letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts vollzogen hat.

Um zu zeigen, daß der Abschnitt mit dem Jahre 476 für das Morgenland nicht bloß bedeutungslos, sondern sinnlos ist, wäre jedes Wort zu viel. Der

Uebergang aus der alten in eine neue Zeit hat sich im christlichen Orient mehr innerlich vollzogen; bei einigem Nachdenken wird man sich sagen, daß er mit dem Uebergange aus dem Römischen in das Byzantinische zusammenfallen muß.

Gehe wir diesen Zeitpunkt bezeichnen, möchte ein Wort darüber, was denn eigentlich Byzantinisch ist, am Plage sein. Byzantinisch beliebt man alles das zu nennen, was sich von da an ereignet hat, wo Byzanz aufhörte Byzanz zu heißen. Die landläufige Vorstellung vom byzantinischen Reiche ist die, daß es ein alterthümlicher Staat gewesen sei, gestützt von feilen Beamten und feigen Soldaten, dem die Nachbarn mit langsamer Stetigkeit eine Provinz nach der andern entrißen und der doch weder zu leben noch zu sterben vermochte. Beim Philologen pflegt sich dieser Anschauungsweise eine gewisse selbstgefällige Dankbarkeit gegen die Vorsehung beizumischen, welche die tausendjährige Stagnation des byzantinischen Reichs eigens deshalb durch eine beispiellose Kette unverdienter Glücksfälle vor dem Uebergehen in Fäulniß bewahrt habe, um uns zur rechten Zeit die Schätze des griechischen Alterthums zu überliefern und zugleich Schulmeister, um die blondhaarigen Barbaren des fernen Westens in den richtigen Gebrauch der Partikel *iv* einzuweihen.

Das naive Kopfzerbrechen, wie ein so gearteter Staat so lange habe bestehen können, erinnert mich immer an die vom Kurfürsten Karl Theodor gestellte Preisfrage, warum Wasser mit einem Fische nicht mehr wiege als Wasser ohne einen Fisch. Bekanntlich gingen verschiedene Lösungen ein, bis den Preisbewerbern zu ihrem großen Verdruß eröffnet ward, daß die Voraussetzung eine fälschlich erfundene sei. Die Nachbarn haben hinreichende Gelegenheit gehabt, in dem östlichen Römerreich auch in byzantinischer Metamorphose noch das gräuliche Thier wiederzuerkennen, das eiserne Zähne hatte, um sich fraß und zermalmte und das Uebrige mit seinen Füßen zertrat\*). Das byzantinische Reich war ein durch Wiedergeburt verjüngter Staat, der mit den Erfahrungen des Alters die Rührigkeit und Leistungsfähigkeit der Jugend verband. Verwaltung und Finanzen befanden sich mit seltenen Ausnahmen in guter Ordnung. Im Kriegswesen ward das überkommene altrömische Schema beibehalten, aber unermüdlich durch zeitgemäße Verbesserungen fortgebildet. Die Erfindung des griechischen Feuers hat bei weitem nicht so nachhaltig, aber viel unmittelbarer in die Kriegführung eingegriffen, als die des Schießpulvers, und noch in den letzten Zeiten des Reichs sind durch nach türkischem Muster eingerichtete leichte Reitereschwadronen unverhoffte Erfolge erzielt worden. Für den nöthigen Stoffwechsel im Staate ward durch das liberalste Herbeiziehen auswärtiger Capaci-

\*) Das vierte Thier der danielischen Weissagung ist bekanntlich in der Apokalypse auf Rom bezogen worden.

täten auf administrativem und militärischem Gebiete gesorgt: man denke an den Perser Theophobos, an den Georgier Tornikios, vor Allem an die Schaaren von armenischen Adligen, die uns jedes Blatt der byzantinischen Geschichte in den einflußreichsten Stellen zeigt. Das militärische Rohmaterial fand in den ausgestoßenen Wildfängen des germanischen Nordens erwünschte Ergänzung. So kam es, daß die Byzantiner in Bezug auf Kriegskunst ihren Nachbarn überlegen geblieben sind bis zum Auftreten der Janitscharen. Der wohl eingerichtete Staatsmechanismus fand denn auch die geeigneten Spitzen. Es gibt nicht leicht eine Herrscherreihe, die bei solcher Länge eine solche Menge der ausgesprochensten Talente aufzuweisen im Stande wäre. In den großen Einbußen, die das Reich beim ersten Anprall der Araber erlitt, hat man einen der wesentlichsten Gründe für seine lange Dauer zu erkennen, indem der Verlust von Syrien, Aegypten und Afrika das Reich von heterogenen Bestandtheilen befreite und nur eine compacte, einheitliche Masse von romanisirten Griechen (in Sicilien und Unteritalien), Nationalgriechen und gräcisirten Thraciern und Kleinasiaten übrigließ. Abgesehen davon hat das byzantinische Reich bis auf die Angriffe der Normannen im elften Jahrhundert auf die Dauer keine erheblichen Gebietsschwämerungen erlitten, wohl aber eine Reihe glänzender und in der Mehrzahl nachhaltiger Eroberungen gemacht. Das sechste Jahrhundert sah die Reiche der Vandalen und Ostgothen seinen Anfällen erliegen, das zehnte Kreta, Cypren und den größten Theil von Syrien sammt der Hauptstadt Antiochien, das elfte das bulgarische und das großarmenische Reich. Die Wiedergewinnung Konstantinopels durch Michael Paläologos ist einer der spätesten und zugleich stärksten Belege für die fagenartige Lebensfähigkeit dieses Reiches. Von allen altrömischen Eigenschaften sind zwei den Byzantinern bis zuletzt geblieben: rastlose Begehrlichkeit und schwächeren Völkern gegenüber gewissenlose Nichtachtung der heiligsten Menschenrechte. Durch diese Eigenschaften haben die Byzantiner ein beträchtliches Capital soliden Hasses bei den übrigen christlichen Völkern des Orients angesammelt. Dasselbe mag unter dem gemeinsamen Drucke der Türkenzeit sehr zusammengeschmolzen sein; kommt aber erst einmal der classische Nachwuchs der Byzantiner, das verzogene Nesthäkchen der europäischen Diplomatie, in die Lage, von seiner vielbesungenen Freiheit den ihm gut dünkenden Gebrauch zu machen, den nämlich, welchen in sinniger Kürze ein ominöses altgriechisches Sprichwort schildert:

*Ἐλευθέρα Κόρκυρα· χέζ' ὅπου θέλεις — \*)*

dann werden wir ja sehen, ob jenes Capital von Nationalhaß wirklich ganz aufgezehrt ist. — Wenn die Geschichte durch die lange Dauer des byzantini-

\*) „Frei ist Korfu: sch— wohin du willst!“

sehen Reichs der Nachwelt eine Lehre hat geben wollen, so kann es nur die sein, daß ein Staat für die höchsten Güter der Menschheit wenig oder gar nichts wirken und doch die heftigsten Stürme überdauern kann, vorausgesetzt, daß er nicht aus ungleichartigen, auseinanderstrebenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist und die physischen Machtmittel: Finanzen und Heerwesen, nicht verkümmern läßt.

Den ersten Grund zu diesem in culturhistorischer Beziehung mit Recht, in politischer aber unverdienterweise geringgeschätzten Organismus hat Diocletian gelegt. Konstantin hat dessen Plan modificirt und durch Hineinziehung der christlichen Kirche erweitert. Die bedeutenderen unter den folgenden Kaisern haben jeder seinen Theil zum Ausbaue beigesteuert, den Schlußstein aber haben dem Ganzen erst Justinians Regierungsmaßregeln eingefügt. Der mit Bewußtsein und planmäßig gethane Schritt vom Römischen zu dem, was wir Byzantinisch nennen, ist gleichbedeutend mit der Umbildung des unmöglich gewordenen Soldatenkaisertums in eine Bürokratie, mit der Einführung einer strafsen Centralisation in allen Zweigen der Verwaltung, mit der endlichen Nivelirung der noch übrigen provinziellen Gegensätze. Hand in Hand damit ging, wie schon die Verlegung der Hauptstadt von Rom nach Nikomedien, dann nach Konstantinopel zeigte, eine Vertauschung der römischen Basis des Staates mit einer griechischen, oder richtiger gesagt, hellenistischen, die im Verlaufe endlich zur völligen Verläugnung des römischen Charakters führen mußte. In dieser Hinsicht ist von oben her einige Mal eingehalten worden; das Absterben der westlichen Extremitäten des römischen Reichs drängte aber mit Nothwendigkeit vorwärts auf der einmal betretenen Bahn. Justinian für seine Person hat das Lateinische als Regierungssprache noch beibehalten, wohl im Hinblick auf seine italischen Reunionenpläne, wie die Sprache der Institutionen zur Genüge darthut: aber schon die Novellen sind griechisch, desgleichen die Gesetze aller seiner Nachfolger, und schließlich bewahren nur noch die Münzen ein seltsames Gemisch beider Sprachen.

Nicht durch ein bestimmtes Gesetz, aber in Folge der neuen Organisation ganz von selbst trat bei der Besetzung des Kaiserthrons eine wesentliche Veränderung ein. Von jetzt an bestimmte in der Regel jeder Kaiser vor seinem Tode seinen Nachfolger, der zu seiner Anerkennung der Bestätigung des Senats bedurfte; hatte er diese erlangt, so ward er den Rennbahnparteien vorgestellt und von diesen durch Acclamation angenommen: von einer Betheiligung der Armee an der Wahl ist in der nächsten Zeit keine Rede. Dieser Modus der Ernennung mußte unter der Regierung kräftiger Kaiser zur Bildung dauerhafterer erblicher Dynastien führen, nach denen das römische Reich in früherer Zeit vergeblich gestrebt hatte. Bis auf Justinians Zeit war der Thron meist mit romanisirten Barbaren aus den Grenzprovinzen besetzt worden: Mar-

cian und Anastasius waren Illyrier, Leo der Erste ein Thracier, Zeno gehörte dem rohen, mitten im Reiche seine Unabhängigkeit bewahrenden Volk der Isaurer an, Justin der Erste und sein Haus waren Slaven. Noch war damals die Entwicklung des neuen Beamtenstaates nicht abgeschlossen, noch konnte man handfester Krieger auf dem Throne nicht entrathen. Es war dies die Zeit, in der bulgarische Horden während mehrerer Jahrzehnte die Balkanhalbinsel von einem Ende bis zum anderen durchstreiften, sogar Konstantinopel belagerten und Anstalt machten, sich in den besetzten Landstrichen dauernd niederzulassen, und es scheint in der That, als hätten die Bulgaren mehr als irgend ein anderes Volk auf die Mischung der neugriechischen Nationalität Einfluß gehabt. Möglich auch, daß schon damals sich Slaven im Gefolge der Bulgaren nach Hellas geschlichen haben; allein einen Zusammenhang zwischen diesem Umstande und der slavischen Herkunft Justinians anzunehmen, ist man nicht berechtigt. Eine ganz andere principielle Bedeutung hat die Erhebung des Tiberius zum Regenten und nach dem Erlöschen des justinischen Kaiserhauses 578 zum Kaiser: in seiner Person bestiegt der erste Grieche den Thron der Cäsaren. Tiberius wiederum erkor sich zu seinem Nachfolger und Sidam den Mauricius aus der vollständig hellenisirten Provinz Kappadokien, deren Einwohner in der classischen Zeit als erprobte Chaisenträger, in der byzantinischen als geschmeidige Bureaukraten galten, denen um Carriere zu machen kein Mittel zu schlecht sei. Auch seine Wahl stand also in zweifacher Hinsicht in einer charakteristischen Beziehung zu dem von Justinian zum Abschluß gebrachten Regierungssystem. Es ist nun im hohen Grade merkwürdig, daß der späte syrische Chronist Gregor Barbebräus mit dem an der syrischen Historiographie öfters zu rühmenden gesunden historischen Sinn den zweiten Justin als letzten Kaiser der Römer rechnet und mit Tiberius das Reich der Griechen beginnen läßt. Für uns liegt in der That hier die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter, insofern es sich um das oströmische Reich handelt.

Um dieselbe Zeit ging eine wichtige Vorhut des christlichen Orients verloren: das christliche abyssinische Reich in Südarabien ward 575 von den Persern erobert. Von den Zeiten Konstantins an war mit Jemen und Abyssinien ein ziemlich lebhafter Verkehr unterhalten worden; dieser hörte jetzt ganz auf und ist erst an der Schwelle der neuen Zeit von den Portugiesen wieder eröffnet worden. Noch verhängnißvoller war jener Schlag, insofern durch ihn die Hoffnung auf Diversionen von dieser Seite völlig abgeschnitten ward, die in den Stürmen, welche bald darauf von Arabien aus über das oströmische Reich hereinbrachen, sehr wichtig hätten werden können. Mit der Ermordung des Mauricius durch Phocas und der Regierung des Letzteren (602), einer blutigen Reaction der Militärpartei gegen das neue Regierungssystem, beginnt das große orientalische Drama, welches der erstaunten Welt zuerst eine beispiellose Macht-

entfaltung der persischen Macht unter Chošru Perwiz, dann nicht weniger unerhörte Erfolge der Oströmer unter Heraclius vorführt und mit dem jähen und schmählischen Zusammensturz beider Mächte unter dem Allahrufe einer Schaar gottbegeisterter Beduinen endigt. Den richtigen Abschluß bildet das Jahr 641, welches durch den Tod des Heraclius (der Syrien bereits preisgegeben hatte), den Verlust Aegyptens und die über Persiens Loos entscheidende Schlacht bei Nehawend ausgezeichnet ist.

Auch im Orient hat der große politische Umschwung seine Rückwirkung auf die Kirche geäußert: nicht bloß durch den Massenübertritt zum Islam, sondern namentlich auch dadurch, daß die bis dahin von Konstantinopel aus mit Hilfe von Beamten und Soldaten niedergedrückten häretischen Kirchen der Nestorianer und besonders der Monophysiten nunmehr ihr Haupt neben und unter dem Schutze der Araber über die heilige orthodoxe anatolische Kirche erheben und alle Aussichten des Patriarchen von Konstantinopel auf eine der des römischen Bischofs analoge Weltstellung für immer zu Nichte machen.

Nun noch ein Wort über die Literatur. Es ist in der Natur der Sache begründet, daß im Abendlande, wo es sich um das Uebergehen der Herrschaft von den Römern auf die Germanen handelt, das Ende der alten Geschichte im Wesentlichen auch das Ende der alten Literatur sein muß. Hier ist denn auch das Grenzjahr 476 als unhaltbar allgemein preisgegeben und vielmehr etwa die Mitte des sechsten Jahrhunderts als Endpunkt angenommen worden. Es liegt auch auf der Hand, daß eine Grenzlinie nicht richtig gezogen sein kann, durch welche zwei so echt-römische Erscheinungen wie Boëthius und Cassiodor, durch welche die die Entwicklung auf den betreffenden Gebieten abschließenden, den folgenden Jahrhunderten zur alleinigen Richtschnur dienenden Werke eines Priscian in der Grammatik, eines Isidor im encyclopädischen Fache, vor Allem aber das Corpus juris von der römischen Literatur ganz ausgeschlossen werden.

Am schärfsten läßt sich die alte und die neue Zeit auf dem Gebiete der Geschichtschreibung auseinanderhalten, auf welche die politischen Veränderungen am unmittelbarsten rückwirken. Die Männer, welche man an die Spitze der mittelalterlichen Geschichtschreibung zu stellen pflegt, Cassiodor und sein Epitomator Jordanes (551), Gildas der Weise (559), Gregor von Tours (593), Isidor von Sevilla (628), sind vielmehr in ihren Ländern die letzten Vertreter des Alterthums; sie stehen in ihrer Anschauungsweise, wenn auch der Sagbau und die historische Conception die einbrechende Nacht genügend verräth, noch ganz auf römischem Boden, und sind auch ihrer Nationalität nach alle wenigstens von der einen Seite her Romanen. Die Keime der mittelalterlichen lateinischen Historiographie liegen nicht hier, sondern in den im Frankenreiche mit dem achten Jahrhunderte beginnenden Klosterannalen, die, anfangs äußerst mager und unvollständig, sich mit der Zeit immer mehr erweitern. Einen

mächtigen Impuls erhielten diese noch in ihrer Kindheit befindlichen historischen Studien von den angelsächsischen Klöstern aus, wo man zuerst wieder auf die Classiker zurückging. Dort entstanden die für das ganze Mittelalter maßgebenden Arbeiten des Beda, von dort verbreitete sich die Bekanntschaft mit Geschichtschreibern des Alterthums nach dem Karolingerreiche, unter deren Einflusse die Werke des Paulus Diaconus und Einhard entstanden sind. Mit Gregor steht der Letztere in keinem nachweislichen Zusammenhange: sein Leben Karls ist durchaus Renaissance. Zwischen dem Beginn jener klösterlichen Annalistik und dem Untergange der antiken Geschichtschreibung liegt ein volles Jahrhundert, aus welchem uns nur der barbarische Fredegar und die Gesta regum Francorum dürftige Kunde bewahrt haben. Diese gähnende Kluft ist ein sprechendes Zeugniß dafür, daß hier zwei Weltalter sich scheiden.

Der Schluß der griechischen Literaturgeschichte wird einstimmig erst mit 1453 gemacht. Folgerichtigerweise müßten aber dann auch alle Werke der Neugriechen bis dahin, wo sie aufhörten sich auf wissenschaftlichem Felde einer anderen als der Volkssprache zu bedienen, also bis in verhältnißmäßig sehr neue Zeit, in einer griechischen Literaturgeschichte Ausnahme finden; denn zwischen Byzantinern und Neugriechen ist kein Unterschied. Meiner Ueberzeugung nach gehört die byzantinische Literatur nicht in eine griechische Literaturgeschichte, wenn auch der Uebergang aus dem Alterthum in das Mittelalter hier kein so schroffer ist wie im Abendlande. Der Schritt vom Griechischen zum Byzantinischen ist in der Hauptsache gleichbedeutend mit der Vertauschung des heidnischen Standpunkts mit dem christlichen. Dieser Schritt ist in der Literatur viel später gemacht worden als in Staat und Kirche, und man würde sehr irren, wenn man mit Konstantin die byzantinische Literatur beginnen ließe. Die Grenze fällt vielmehr mit den oben angedeuteten großen politischen Veränderungen zusammen: das Ende der griechischen Literatur erfolgte mit dem Schlusse des sechsten Jahrhunderts. Am deutlichsten springt der Abschnitt bei der griechischen Philosophie in die Augen: die letzten neuplatonischen Philosophen, ein Damascius und Simplicius, lebten unter Justinian und erhielten durch den Edelmuth des Chosru Nuschirwan, der ihre Restitution zu einer Bedingung des Friedens mit den Römern machte, Duldung bis an ihr Ende, welches zugleich das der heidnischen Philosophie war. Aber auch die christliche Philosophie hörte im Orient um dieselbe Zeit auf. Joannes Philoponos, ein wenigstens durch classische Gelehrsamkeit ausgezeichnete Erklärer des Aristoteles, dessen langes Wirken sich von Justinian bis in das siebente Jahrhundert hinein erstreckt, hatte noch den Muth, den Gedanken der Dreieinigkeit bis in seine letzten Consequenzen durchzudenken, und selbstverständlich den Erfolg, in den Regerverzeichnissen mit einem ungewöhnlich schwarzen Striche aufgeführt zu werden. Die heilige orthodoxe anatolische Kirche, die auf dogmatischem Gebiete

in dem 631 auftauchenden Monotheismus bald auch ihren letzten Gegner überwand, konnte fortan selbständiger Denker entrathen und sich ganz auf sich selbst zurückziehen. Wie leicht es war, innerhalb derselben ohne großen Aufwand von Denken große Berühmtheit zu erlangen, beweisen die Erfolge der frommen Röhrwasserberedtsamkeit des Joannes Mansur von Damaskus, des Vertheidigers der Bilder gegen den Kaiser Konstantin Kopronymos. Um sich die Bedeutung des sechsten Jahrhunderts als Wendepunkt zweier Literaturen recht zu vergegenwärtigen, blicke man auf die Dionysiaka des Nonnus oder eines der späteren Gedichte der ägyptischen Dichterschule aus dem fünften Jahrhundert, mit ihren sorglich gefeiltten Versen, in deren Bau selbstgeschaffene Schwierigkeiten mit Meisterschaft überwunden werden, strogend von antiquarischer Gelehrsamkeit und phantastischem Inhalt, und vergleiche damit die hüpfenden Verschen der Anakreonten, oder gar die zwei an Form und Inhalt gleich leicht wiegenden jambischen Gedichte, in denen Georg der Pisidier das göttliche und das menschliche Heraëmeron besang, nämlich den sechsährigen Feldzug des Heraëlius gegen die Perfer, den die geschmackvollen Höllinge mit dem sechstägigen Schöpfungswerk verglichen! Oder man denke an das geographische Werk des Alexandriners Pappus aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, von dem wir uns durch den Auszug des Moses von Chorene noch eine Vorstellung machen können, in welchem die Geographie rein theoretisch, auf mathematischer Grundlage und durchaus im Anschluß an die gute Tradition des Alterthums behandelt war, und man halte dagegen „des Christen Topographie“ von Kosmas aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, in welcher die Umkehr der Wissenschaft mit einer selbst an einem ägyptischen Mönche bewundernswerthen Ignoranz in den ersten Grundbegriffen und mit einer rücksichtslosen Gründlichkeit durchgeführt worden ist, die selbst den unbescheidensten Forderungen der Orthodoxie des neunzehnten Jahrhunderts genügen dürfte — in welcher aber auf der anderen Seite der Gebrauch, den der weit herumgekommene Verfasser von seiner Autopsie macht, von dem Bestreben zeugt, die Geographie wieder in nähere Beziehung zum praktischen Leben zu setzen.

Auf keinem Gebiete tritt der Umschwung der Geister, der sich auch im Orient endgiltig im sechsten Jahrhundert vollzogen hat, so offen zu Tage als in der Geschichtschreibung, an der sich ein ganz analoger Entwicklungsgang verfolgen läßt wie im Abendlande. Die historische Kunst der Griechen hat während des fünften und sechsten Jahrhunderts in der von Cynapius begründeten historischen Schule, deren namhafteste Vertreter Zosimus, Olympiodor, Priscus, Eustathius, Procopius, Agathias, Menander und Theophylaktus Simokatta sind, eine schöne Nachblüthe erlebt. Ein Vorzug dieser Schule ist ihr echt geschichtlicher Sinn, ihr unerschrockenes, rastloses Bemühen um richtige Information, welches auch den altgriechischen Hochmuth den Barbaren gegen-

über bei Seite setzt, und es nicht verschmäht, von wohlunterrichteten Persern sich Aufschlüsse über Haupt- und Staatsactionen ihres Reichs in die Feder dictiren zu lassen oder armenische Quellenwerke im Originale zu studiren; ihre Genauigkeit in der Wiedergabe deutscher und persischer Namen werden die Zeitgenossen schwerlich zu würdigen gewußt haben, für uns ist sie unschätzbar. Sie befließigen sich ferner großer Sorgfalt in Beschreibung der Localitäten, auf denen die Ereignisse spielen, und schalten mit Vorliebe geographische und ethnographische Skizzen ein. Noch bemerkenswerther ist ihr Streben, der Geschichtsdarstellung einen möglichst urkundlichen Charakter zu verschaffen: in größerer Anzahl als irgend einer ihrer Vorgänger theilen sie Actenstücke, Briefe, Gesandtschaftsberichte u. s. w. mit. In diesem löblichen Eifer sind sie freilich nur zu oft der Versuchung erlegen, in diplomatischen Durchstechereien das eigentliche Getriebe der Weltgeschichte zu erblicken; und wie wenig sie ihre kritische Methode an dem Klatsch der Antichambre bethätigten, davon sind die Anekdota des Procopius ein laut redendes Beispiel. Mit den Geschichtschreibern des classischen Alterthums sind sie ohne Ausnahme wohlvertraut und nehmen sich dieselben zum Muster, in einem Grade, der ihrer Darstellung wenig zum Vortheil gereicht. Ihre Achillesferse ist der gesuchte, prunkvolle Stil, der bei Allen in Manier, bei Vielen in Geschmacklosigkeit, bei Theophylaktus in unverständlichen Schwulst ausartet. Den Vergleich mit Herodot oder Thucydides, den sie nachäffen, oder auch nur den mit Polybius halten sie nicht aus; aber den besten der späteren griechisch-römischen Historiker darf man sie getrost zur Seite stellen: Schönrednern wie Herodian sind sie an Ernst der Forschung sogar weit überlegen. Mit ihrer Haupttugend, der Objectivität, hat es freilich eine eigne Bewandniß. Sie stehen mit ihren politischen Anschauungen und Sympathien auf dem Boden der ersten drei Jahrhunderte des Kaiserreichs; dem unter ihren Augen sich vollendenden Beamtenstaate stehen sie nicht feindlich, aber gleichgiltig gegenüber. Die älteren Vertreter der Schule waren sämmtlich Heiden, der geistvolle Eunapius sogar ein fanatischer Heide; da offene Ausfälle gegen die Staatsreligion immer gefährlicher wurden, so kam man mehr und mehr dahin überein, das Christenthum als etwas, das ist, zu nehmen, es, soweit es irgend ging, zu ignoriren und als ein Institut zu behandeln, welches zu discutiren unter der Würde der geschichtlichen Muse sei. Dieser von bedeutenden Männern wie Eunapius und Zosimus angeschlagene Ton ward, da die literarisch gebildeten Kreise auch damals noch vom Christenthum wenig berührt worden waren, für die Geschichtschreibung so maßgebend, daß auch die späteren christlichen Repräsentanten der Schule sich ihm nicht haben entziehen können: ihre kühl referirenden Notizen über kirchliche Dinge, die nicht allein im sechsten Jahrhundert die christliche Welt bewegten, haben mehr als Einen darunter bei neueren Forschern in den unbegründeten Verdacht heimlichen Heidenthums gebracht. Wohl das

Merkwürdigste ist, daß diese conventionelle Neutralität ihre Rückwirkung auch auf die Kirchenhistoriker ausgeübt hat: diesem Einflusse verdanken wir die in Anbetracht des Zelotismus der Zeit sehr unparteiisch gehaltenen Werke des Sokrates und Sozomenus, und das noch unparteisichere des Euagrius, bei dem freilich mitunter der Argwohn aufsteigt, ob uns nicht absichtlich die beschämendsten Seiten der Geschichte des Christenthums mit äußerlicher Betrübniß und innerlichem Behagen vor die Augen geführt werden\*). Theophylaktus Simokatta schrieb bald nach 610, Euagrius 593; mit jenem hört die politische, mit diesem die kirchliche Geschichtschreibung völlig auf.

Um dieselbe Zeit aber fängt die byzantinische Chronikensliteratur an, deren ältester und culturhistorisch merkwürdigster Repräsentant Joannes Malala unter Justin dem Zweiten (565—578) schrieb, fast in jeder Beziehung das gerade Gegenstück der Schule des Eunapius. Diese Weltchroniken haben sich aus Stadtchroniken entwickelt und ihren mehr noch spießbürgerlichen als mönchischen Charakter nie verläugnet; der volksthümliche Ursprung und die Bestimmung für das Volk ist schon in der barbarischen, an lateinischen und syrischen Worten und Redewendungen der Septuaginta überreichen Sprache deutlich ausgedrückt, die aber dem Wortgeklingel der höheren Geschichtschreibung gegenüber etwas Erquickendes hat. Von historischer Kritik ist bei Malala und seinen Nachfolgern keine Spur: mit gleicher Gläubigkeit wird Wichtiges und Unwichtiges reproducirt, mit Vorliebe Theuerungen, Scuchen, Kometen und alle möglichen Portenta, Erbeben, Bauten, die Angelegenheiten der Rennbahn. Während Malala über viele der wichtigsten Ereignisse der Regierung Justinians, die er selbst mit erlebte, schweigt oder confuse Notizen gibt, widmet er dem gelehrigen Hunde eines fahrenden Italieners eine ganze Seite. Bemerkenswerth für den Einfluß des griechischen Romans sind die genauen Personalbeschreibungen der handelnden Personen, welche das ganze Buch durchziehen. Die Geschichte des Alterthums kennt Malala nur durch einen homöopathisch verdünnten Auszug aus Julius Africanus; von der römischen Republik weiß er buchstäblich nichts. Charakteristisch für seine correcte Gesinnung gegen das Kaiserreich ist seine Darstellung der älteren Kaisergeschichte, in der vielleicht aus pädagogischen Rücksichten die Loyalität in ein förmliches System gebracht ist: fast alle Kaiser sterben eines natürlichen Todes, wobei denn begreiflicherweise die Diagnose am häufigsten auf Blutsturz oder Bräune lautet. Während

\*) Euagrius war nämlich ein Busenfreund des Patriarchen Gregor von Antiochien, der bei der vom Kaiser Liberius gegen die syrischen Heiden eingeleiteten Unterjochung als heimlicher Heide stark compromittirt war und seine Rechtgläubigkeit durch einen Beweis erhärtete, dessen Bündigkeit den mit Lynchjustiz drohenden Antiochenern völlig einleuchtete, Andern aber vielleicht weniger einleuchten wird: er baute der guten Stadt Antiochien auf seine Kosten eine neue Rennbahn.

in der Darstellung der Zeitgeschichte das Interesse der Kirche hinter dem der Rennbahn zurücktritt, und man statt eines Stadtpredigers öfter einen Kutscher zu hören meint, verfolgt die ziemlich eingehende Darstellung der griechischen Mythologie und Heroengeschichte lediglich einen christlich-apologetischen Zweck: das euhemeristische System ist hier bis an die Grenze des Möglichen hin ausgebeutet, die Greuel des Heidenthums, namentlich die angeblichen Menschenopfer bei Städtegründungen, werden mit Vorliebe registriert. Dieses merkwürdige Buch, das Bentley zur Folie einer seiner glänzendsten Schriften gemacht, an das er aber mit auffallender Einseitigkeit den ganz unhistorischen Maßstab eines strengen Classicismus gelegt hat, ist bis in das zwölfte Jahrhundert die Grundlage der byzantinischen Weltchroniken geblieben. Ein anderer Joannes aus Antiochien, der unter Heraklius schrieb, nahm die Chronik des Malala unter Ausmerzung der größten historischen Verstöße und unter Hinzufügung von Auszügen aus Dio und Eutropius in die seinige auf; die derselben Zeit angehörende Osterchronik sorgte durch Hinzufügung von Consularlisten für einen nothdürftigen chronologischen Faden und verallgemeinerte den Inhalt durch Streichung des speciell auf Antiochien Bezüglichen und Einflechtung merkwürdiger Begebenheiten aus der Chronik von Konstantinopel. So oder so, bald in der ursprünglichen, bald in einer revidirten Gestalt, hat das Malala'sche Geschichtsschema trotz oder wegen seiner Dürftigkeit die byzantinische Annalistik bis auf Michael Glykas herab beherrscht, und erst unter den Komnenen und Paläologen nahm die Geschichtschreibung wieder einen höhern Flug, erlahmte aber bald, indem sie sich zu künstlicher Classicität hinaufschraubte, unter dem Fluche, der auf allem Neugriechischen ruht: es ist eine Renaissance im übelsten Sinne des Wortes, die unsere Theilnahme nur wenig zu fesseln im Stande ist.

Wie im Abendlande, so folgt auch im christlichen Orient auf das Erlöschen der altgriechischen Historik eine Lücke, aber nicht von einem, sondern von zwei vollen Jahrhunderten, für die wir buchstäblich nur zwei Geschichtsquellen haben, die dürre Mönchschronik des Theophanes und das überkurze und nicht einmal gut unterrichtete Compendium des Nicephorus, beide erst aus dem neunten Jahrhundert. Gewiß ist der Grund, daß uns über einen so wichtigen Zeitraum wie den der bilderstürmenden Kaiser alle gleichzeitigen Berichte fehlen, nicht in dem Verluste der Geschichtsquellen, sondern in dem unhistorischen Sinne der Zeit zu suchen. Wer je in der Lage gewesen ist, Untersuchungen über die spätere Kaisergeschichte anzustellen, wird es empfunden haben, daß man, selbst wo es sich noch um die Zeiten Diocletians oder Constantins handelt, nicht umhin kann, das Zeugenverhör bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts auszudehnen, ebensogut aber, daß man kaum jemals, nicht einmal in der Geschichte eines so späten Kaisers wie Justinian, nöthig

hat, über den angegebenen Zeitpunkt hinauszugehen. Diese Zeit empfiehlt sich also auch in praktischer Rücksicht besonders gut als Grenzscheide.

Es ergibt sich aus unseren Betrachtungen, daß die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter auf dem Gebiete des Staats, der Kirche und der Literatur nicht vor dem letzten Drittel des sechsten und nicht nach dem ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts angesetzt werden darf, und zwar hat sich der Umschwung im Abendlande früher vollendet als im Orient. Die in dieser Hinsicht epochemachenden Ereignisse sind für das Abendland der Abschluß der italienischen Eroberungen der Langobarden 572, für das oströmische Reich die Thronbesteigung des Liberius 578, für den eigentlichen Orient die Eroberung des persischen Reichs und Aegyptens durch die Araber 641. Das Angemessenste würde also sein, von Einzelheiten ganz abstrahirend das Jahr 600 als Grenze zu nehmen. Soll aber, da die Phantasie nun einmal ein greifbares Ereigniß braucht, eines der drei gewählt werden, so kann die Wahl nicht zweifelhaft sein: die wenn auch noch so große Bedeutung der Araber für das Mittelalter tritt hinter der der Germanen zurück. Wir entscheiden uns also für das Jahr 572, das sich auch noch dadurch empfiehlt, daß es in die nächste Nähe des Geburtsjahrs des Propheten fällt. Alfred v. Gutschmid.

## Die Polen und die preussische Regierung.

Selten hat es zwei politische Factionen desselben Volkes gegeben, deren gegenseitiger Haß und deren verschiedene Zielpunkte so verhängnißvoll für die Sache ihres Vaterlandes wurden, als in Polen die der Conservativen und der Exaltirten. Mehr als einmal hat der Grimm innern Parteihasses ein lebendes Staatswesen zum Untergange gebracht, aber fast immer vermochte das größte nationale Unglück, fremde Knechtschaft, auch erbitterte Gegner zu gemeinsamen Maßregeln gegen den fremden Feind zu vereinigen. Das unabänderliche Schicksal der polnischen Parteien scheint zu sein, daß die Kinder desselben Landes einander die aufgebende Saat ihrer Hoffnungen niedertreten.

In Polen war seit dem Tode des Kaiser Nikolaus den Conservativen und Exaltirten die Hoffnung hoch gestiegen. Die Schwäche Rußlands trat sehr auffällig zu Tage, die größten socialen Umwälzungen hatten vom weißen bis